



## Begegnung in Bahia.

Von Ernst Handjuch.

Es war der letzte Abend vor meiner endgültigen Abreise von Brasilien. Mein Schiff, ein deutscher Frachtdampfer, auf dem ich einziger Passagier, hatte für drei Tage in Bahia, der typisch brasilianischen Stadt, zehn Breitengrade des Äquators gelegen, Aufenthalt genommen, um Häute und Rohtabak zu laden. Ich benutzte die Gelegenheit, zumal ich den Hofengeräuschen und -gerüchen gerne entflohe, die Stadt von Grund auf kennen zu lernen und so zum letzten Male brasilianisches Leben und Treiben in mich aufzunehmen. — Der Tag — es war im Dezember der Tropen — war drückend heiß gewesen, ich hatte mich in der Regenvorstadt Rio Vermelho umhergetrieben und kehrte nun in dem rasch hereingebrochenen Abend zurück. Den herrlichen Ausblick von der Oberstadt, die sich wohl gute zweihundert Meter über den Hafen und der Unterstadt erhebt, doppelt genießend, ging ich zu Fuß. Schließlich am Aufzug angekommen, der beide Stadtteile rasch verbindet, entschloß ich mich für den abschüssigen Serpentinweg, der in langen Windungen zur Unterstadt führt. — Hier ist das Freundenviertel Bahias, hohe, düstere, halbgeschlossene Fensterläden und rotes Ampellicht — hier und da läßt sich ein Grammophon kreischend hören — überall leicht verhüllte Gestalten, Frauen aller Rassen, die die flüchtige, künstliche Liebe in lodenden Augen verheißen. „Venca, bonito, venca...“, so klingt es dem Fremden, dem Matrosen betörend in das Ohr.

Ich schritt jetzt durch diese engen Gassen, wo in den Häuserlücken die schwarze Fläche der Allerheiligenbai unter tausend Lichtern glänzte; der dunkle breite Strich dort hinten ist Itaparica, die liebevolle Insel, weit draußen aber jener mächtige, zuckende Feuerstein: der Leuchtturm von Cap San Antonio. Tief unten im Lichtkreis der Bogenlampen die Schiffe, emsig aus den Leichtern Ladung freisend... Maultiere, Reiter und Lasten Tragende begegneten mir, wohligen Klanges ihre Klöcher in die Dunkelheit. Das Straßengemüll gab dampfend die aufgelagene Wärme in die nächtliche Luft. Ich hatte Stragen und Hemd gelöst und die Mühe in der Hand schritt ich zu, um mein Schiff zu erreichen;

denn ich wollte gleich meine Kojе auffuchen, da das Schiff in der Frühe des Morgens ansief... Schmeichelnd baten die Stimmen, rief es in süßen Lockungen, doch ich achtete ihrer nicht. Plötzlich schlug es in reinem Deutsch an mein Ohr. Klagend, flehend, eine tiefe Altstimme: „Landsmann... Blonder, Blonder...“ was alles in der Stimme mitsang: Schmerz, Sehnsucht, Heimweh? — Ich blieb stehen — sollte ich mich in meiner Abschiedsstimmung täuschen? Ja oder Nein? Da klang es nochmals an mein Ohr: „Bitte, bitte...“ und dieses schlichte deutsche Wort in dieser fremden Stadt überwältigte mich. Ich wandte mich um und trat durch die zweiflügelige Tür, schlug den Vorhang zurück, der nach der Landesseite dort angebracht ist und befand mich in einem hohen, weißgetünchten Zimmer, erschreckend leer. Ein Bett, von einem Moskito-netz überspannt, ein eisernes Waschgestell, ein Rohrgefäß, eine alte Kommode, ein wackeliger Schrank bildeten die ganze Einrichtung. Die Wände waren kahl, bis auf die, an der das Bett stand. Dort hing eine größere Photographie, zwei Mädchen im zarten Kindesalter darstellend, Oleander umwunden. Im Rohrgefäß saß eine große, kräftige Frau mit aufgelösten, blonden Haaren, im weißen, losen Gewände, die nackten Beine übereinandergeschlagen, sah sie, mir das überschattete Gesicht im Profil zeigend und blickte auf die Bettdecke, mit der ihre Hände spielten. Sie schien meinen Eintritt nicht zu beachten. — Ich blieb betroffen stehen und stand so eine kleine Zeit, in der nichts geschah. „Was will diese Frau?“ dachte ich. Sie war hübsch, ihre Züge trugen nicht die Spuren ihres scheinbaren Berufes, obwohl sie in ihrer Härte die dreißiger Jahre nicht verbargen. Ihr Blick, müde und abgeschloffen, ruhte verhalten auf ihren Händen, er sprach wie von einer Buße, die still und ergeben ertragen wird. — Endlich sprach sie, wobei sie mir voll ins Gesicht sah und mit der Hand eine einladende Bewegung zum Bett hin tat. „Du bist Matrose, Blonder? — Ich setzte mich auf das Bett. „Nein — ich war hierzulande, drunten in Barana, bin fiebertkrank und leide auch an diesem Lande — so fahre ich denn zurück in die Heimat, um mich von alledem, was

mich hier betroffen, zu befreien. Uebrigens entschuldige meinen Anzug, aber...“ ich band mir rasch den Stragen um. „Also entschuldige...“ Wir schwiegen von neuem. Sie lächelte ein wenig. „Du bist nicht wie die anderen, Blonder, oder was ist mit dir?“ „Ja“, sagte ich, „mag sein, aber du deutsche Frau, deine Stimme, deine Stimme...“ ich habe zwei Jahre unter Brasilianern gelebt — diese fremde, heiße Stadt... Frau, du bist mir ein Stück heimatische, mütterliche Erde...“ und ich nahm ihre Hände. Sie blickt mich an, ihre Augen wurden feucht, doch sie weinte nicht. „Du darfst heimkehren“, sagte sie auf einmal, „du Glücklicher... ja, du wirst mich nicht gebrauchen... du wirst mir so das Geldstück geben, mich verachten, da ich Deutsche... Könntest du meine Geschichte hören?“ Ich nickte und nach einer Weile begann sie...

„Ich bin in Mecklenburg geboren. Lernte vor nunmehr neun Jahren — einundzwanzig Jahre alt — bei einer Hamburger Tante — die Schwester meiner Mutter — einen Holländer kennen, der im Bahianer Hinterlande, dem Reconavo, große Ländereien besitzt und damals zur Erholung in Deutschland weilte. Wir verliebten uns bald und so sehr, daß wir kurz entschlossen heirateten. Wenige Wochen nachher schifften wir uns nach Bahia ein. Unsere Ehe war zu Beginn sehr glücklich, mir gefiel die neue Heimat, zumal ich unumschränkte Herrscherin auf der Hacienda und mir alles ergeben und untertan war. Im 2. Jahre wurde ich guter Hoffnung, kam mit einem Mädchen nieder und unser Glück gipfelte... Einige Monate später fuhr ich dann zurück — auf das Drängen meines Mannes hin —, um mich in der Heimat zu erholen. Mein Unglück begann. Wie in die Arme einer guten Mutter zurückgekehrt empfand ich die Heimat, genoss die wiedergewonnene Landschaft, die feuchten Menschen, vergaß mit meinem Kindchen den Gatten und blieb so lange über die angemachte Zeit. Erst energische Telegramme meines Mannes konnten mich zum zweiten Abschied zwingen. Kränk bestieg ich das Schiff, krank kam ich hier an, krank an diesem Lande — voller Sehnsucht nach daheim. Was half mir aller Reichtum, die Leppigkeit, das sorgenfreie, bequeme Leben

der weisen Herrin? Ich litt, und da mein Mann alles aufbot an Liebe, alles tat, um mir den Aufenthalt leicht zu machen, litt ich noch mehr. . . Sie schwing eine kleine Weile: draußen brüllte ein betrunkenener Negex finstere Sing-Sangs. . . Ich kam dann zum zweiten Male nieder, gebar ein Mädchen, gebar den Bruch zwischen meinem Gatten und mir. Ich wollte, wie nach der ersten Geburt Europa aufsuchen (wovon ich wohl nimmer zurückgekehrt wäre), indessen mein Mann ahnte dies; es kam zum offenen, bitteren Streit. Ich entflo, verließ die Hacienda mit den beiden Kindern, floh hierher, um mich nach Deutschland einzuschiffen — doch alles wurde anders. Mein Gatte benachrichtigte Polizei und Schiff, ein holländischer Passagierdampfer war es, der Kapitän hat mich, ihm keine Schwierigkeiten zu bereiten und — ihre Stimme verschleierte sich, fast daß sie die Tränen gebrochen hätten — und in Pernambuco nahm man die Mädchen von mir. Gleichzeitig ließ mir mein

Mann mitteilen, daß ich, da ich ihm wegelaufen sei, nach brasilianischem Recht keinerlei Ansprüche auf ihn und sein Heim mehr hätte. In meiner Verzweiflung fuhr ich weiter bis nach Lissabon, aber dort zwang mich mein Herz, umzukehren: die Kinder. . . Ich kam in dieses unfellege Land zurück, fand hier in der Stadt Stellung, doch als mein Gemahl davon Mitteilung erhielt, bot er seinen ganzen Einfluß auf, um mich unmöglich zum Achen, was ihm durch die Bruderie der besseren brasilianischen Kreise leicht genug gelang. Mir selber stellte er eine hohe Geldsumme zur Verfügung, so ich das Land für immer verlasse. . . Aber ich blieb, verzieh ihm in meinem Herzen — und wurde zu der, als die ich dich vorhin gerufen. . . Deutscher. . . Sie deutete in die öde Stube. „Schwere Jahre für mich, doch ich wurde belohnt. . . Habe ich es anders verdient? — Meine Mädchen schickte, da sie älter wurden, der Vater hier in die Stadt zu den englischen Schwestern in Erziehung, die Obe-

rin, durch mein Schicksal gerührt, gibt mir, obwohl es mein Gatte streng verboten, die Erlaubnis, sie von Zeit zu Zeit sehen zu dürfen: das ist mein ganzes, großes Glück —“ Sie lächelte inbrünstig, verflärt wie jene Madonna Murillo's, der die Empfängnis Jesu verkündet wird. . .

Ich blieb stumm; konnte nur ihre Hände ergreifen, sie wieder und wieder küßend, dann barg ich meinen Kopf in ihren Schoß und weinte. . . wie ich den Weg zu der holländischen Kneipe fand, weiß ich nimmer; dort betäubte ich meine Schmerzen wüst mit Cacha's, jenem brennenden Schnaps vom Zuckerrohr; trank bis zur Bewußtlosigkeit.

Da war der gute Kapitän, der mich von seinen Leuten suchen ließ, die trugen mich auf das Schiff — als ich zu Sinnen kam, spät am anderen Tage, lag zwischen ihr und mir das große, weite Wasser. . . nur mein Herz schlägt mitunter gedenkend hinüber.

## Mann und Weib.

Altdutsche Weisheiten.

Freien ist so süße, wie gebrat'ne Lammersfüße.

Die Liebe ist eine Zilade, die leicht aus dem Herzen auf die Zunge hüpfet.

Eine Haushaltung ohne Weib ist eine Laterne ohne Licht.

Ein aufgezwungener Fuß ist wie ein Hühneraug' am Fuß.

Der Mann das Haupt, die Frau die Krone. Ein Frauenhaar zieht stärker als ein Glockenseil.

Man muß seine Frau an einem Sonnabend und nicht an einem Sonntag wählen.

Eine Frau ist keine Geige, die man wieder an die Wand hängen kann, nachdem man darauf gespielt.

Der Ehestand ist eine Prozession, wo immer das Kreuz vorangeht.

Wenn die Eltern Wolken sammeln, so kommt das Gewitter über die Kinder.

(Aus einer von W. Dschilewski ausgewählten und eingeleiteten Sammlung „Deutsche Sprichwörter“, die bei Eugen Diederichs in Jena erschienen ist.)

## Bestattung auf See.

Von Leo Matthias.

Er kam mit jenen an Bord, die nicht aufhören zu hoffen und die Kapitäne und Zahlmeister aller Schiffe der Welt mit Fluch und mit Flehen beschwören, Erbarmen zu haben mit einem Dreimalgeschlagenen.

Ihre Geschichte ist immer die gleiche. Sie haben in Europa jahrelang ihre Haut verkauft, um das Unmögliche, den Preis für die Ueberfahrt zu erschwingen — und es ist ihnen schließlich geglückt; aber das Mögliche, in San Domingo, in Havanna, in Santos Frau und Wurm vor der Straße zu retten, blieb unerreichbar. Von der Hitze zerfressen, zeugen jeder Verzweiflung, liegen sie am Rande des Ozeans wie Deportierte und stieren. Jeder wäre bereit, mit seiner Zunge das Deck zu säubern, wenn er die Möglichkeit hätte, das Rest seiner Geburt noch einmal zu sehen. Tag und Nacht wechseln für sie mit der Einfahrt und Ausfahrt der Dampfer.

Es waren etwa dreißig Mann, die, wie immer, abgewiesen wurden. Kapitän, Zahlmeister, Offiziere jagten wie Spinnen über das Deck, um zu verhindern, daß sich einer verstopfte.

Ein blinder Passagier verursacht endlose Schreiberereien; unter Umständen ist die Gesellschaft verpflichtet, ihn wieder zurückzubringen — nach San Domingo, nach Havanna, nach Santos. . .

Daß man ihn schon am ersten Reisetage fand, war ein Zufall. Er fiel während des Essens vom Stuhl. Im Lazarett stellte man fest, daß sein Name in den Listen fehlte.

Am zehnten Reisetage war er tot. Seine Hinterlassenschaft bestand in 15 Pesos und einem Brief an seine Frau.

In der zweiten Nacht wurde er versenkt. Der Versuch, durch eine Sammlung die Kosten für einen Zinnfarg aufzubringen, um die Leiche in Spanien zu bestatten, blieb erfolglos. Der Versuch, durch Funkentelegramm die Erlaubnis zu erhalten, in Vigo einen Holzfarg einzuliefern, scheiterte an der Partnädigkeit der spanischen Behörden.

In der zweiten Nacht, Punkt halb zwölf, fing die Maschine an, langsam zu hämmern. In der Mitte des Ozeans, von einem halben Dutzend fröstelnder Menschen umgeben, gingen zwei Amerikaner zum Deck, stellten sich an die Enden des Sarges und lafen stumm einige Gebete.

Punkt zwölf kam das Kommando „Stop“. Seit zehn Tagen stand die Maschine zum ersten Male still. Es war, als ob das Firmament aufgehört, sich zu drehen. Lautlos und schwankend, zerschnitten von den Schatten der Masten, lag die ungeheure Schiffsmasse im Sternenlicht.

Wie ein Rettungsboot wurde der Sarg vom oberen Deck heruntergelassen. Rudweise, auf leises Kommando, sank er bis zur unteren Keeling.

Ein Seil fiel aus der Rolle.

Vor unsern Augen schlug eine viereckige schwarze Kiste aus ungehobelten Brettern, schief wie eine zerrissene Schaukel, hin und her. Durch die Wasserlöcher des Deckels sah man die Umrisse des Leichnams.

Einige spanische Bauern hatten den Mut, zugreifen. Sie zogen den Sarg an den Seilen zu sich heran — so daß es ausah, als ob sie jemanden aus der Folter binden wollten — warfen einige Münzen durch die Löcher und drückten dann das Ganze über Bord.

Wie ein Forellenkasten trieb der Sarg quer durch das Mondlicht — dann warf ihn eine Welle in das Dunkel, und er fing langsam an zu sinken.

Die Kommandos wurden wieder laut gegeben.

Tausend Passagiere setzten ihre Reise fort.

## Eigenschaften.

Von Alfred Hein (Stönigsberg).

Was ist Tapferkeit?

Er hatte den Bour le mérite: dreißig Flieger abgeschossen. Wer ihn kannte, sprach von ihm als einem tapferen Helden. Er aber selbst besaß sich, daß er aus Freigebit, nicht in den vordersten Graden zu kommen, sich als „Provikarlicher“ zu den Fliegern meldete, dort durch glückliche Umstände befördert wurde, sich zum Abschließen anständig zeigte — und plötzlich dem Zwang gegenüber, Begner abschließen zu müssen, wollte er nicht Ehre und Ruf, kurz und gut, was man so „ein anständiges Leben“ nennt, verlieren. Was war der Grund seiner Taten? — Angst.

Von Kind an hatte er aber unerklärliche Angst vor dem Zahnarzt. Jahrzehntelang konnte er sie nicht überwinden und ertrug lieber die größten Zahnschmerzen. Als er sich eines Tages doch, wie er zwar schmerzhaft ansprach, es aber tiefenst meinte: in die „Höhle des Löwen“ wagte und — standhielt, da wußte er: heute war er tapfer gewesen. Es kommt nicht auf die Spannung an, die zwischen der Leistung und der öffentlichen Meinung liegt, um unsere Taten abzuschätzen, sondern der Hof, zu dem alles in Beziehung tritt, bleibt immer das eigene Ich.

Was ist Güte?

Ein junges Mädchen tat, wo es konnte, Gutes: in Vereinen, durch tätige Mithilfe und auf ganz heimliche Weise. Nie aber war sie mit sich selbst ganz zufrieden. Immer konnte sie im Allertiefsten feststellen, daß sie bei jener Guttat erst abgewogen hatte, ob es nicht in unweiche Hände läme (was doch für das eigene Seelengleichgewicht unwesentlich ist), daß sie bei dieser doch ein wenig sich bemitleidete, daß sie nun selbst darben würde.

Einmal aber gelang ihr ein vollkommenes Wohltun: Ein Bettler hielt auf der Brücke seine Mütze hin. Sie sah ihn von weitem und erinnernte sich mit Freude, daß sie in ihrem Täschchen viel kleine Münzen hatte. Eine Handvoll für den Armen, dachte sie. Sie griff im Vorübergehen hinein und schenkte ihm, so viel im Augenblick die Hand lassen konnte. Als sie weiterschritt, sah sie ins Täschchen. Da merkte sie, daß zufällig nur die minderwertigen Geldstücke in die Mütze des Bettlers gewandert waren, die süßen blühenden waren noch alle da. Nun aber hatte sie nicht das eigenmütige Gefühl: ich habe

Gutes mit vollem Bewusstsein auf zufällig billigste Weise getan — nein, das Mißgeschick des Bertlers tat ihr in tiefster Seele weh, sie lief zurück und schüttete den Nest in die Mühe des Beglückten. Nur eine Kränze hielt sie zurück, um auch weiterhin zu vollkommener Güte angepornt zu werden.

**Was ist Urteilskraft?**

Dieser Eigenschaft fühlen sich gewöhnlich die am meisten bewußt, die sie überhaupt nicht besitzen. Nämlich jene, die bis zum äußersten objektiv sein wollen, alles nach allen Seiten hin, wie sie sagen, erst betrachten, ehe sie ihr Urteil, das nie eine Entscheidung, sondern nur eine Verteilung der Gewichte, wenn das Zünglein an der Waage fehlt. Diese Richtenden leisten nur Vorarbeit. Ein Urteilskräftiger muß kommen, um mit einem Schlag, besser mit einem Blick, das Verhältnis der Gewichte zueinander festzustellen. Er tut es. Aber nicht im Gefühl der absoluten Richtigkeit, sondern mit jenem festen Glauben an das Gewicht der Welt. Er weiß: wenn ich fälschlich selbst der einen Wa-

schale zu viel buehe, so kommt es darauf schon gar nicht mehr an. Es war nur ein neues Gewicht durch mein Urteil zu schaffen, das im Augenblick des Urteils vom Mittelpunkt des Züngleins schon wieder auf irgendeine Waagschale geschleudert wird, um zu anderen Werten in Beziehung zu treten und von neuem beurteilt zu werden. Es gibt daher überhaupt nur schnelle Entscheidungen, alles andere heißt ja schon so schön bildlich: Erwägung. Meist wägen sich die Erwägenden aber als die Urteilskräftigen. Das ist falsch. Nicht wer die Dinge erst von „allen Seiten“, sondern wer sie von „seiner Seite“ ansieht, wird sie am besten in Beziehung zum All bringen: nur so kann ein Urteil mit der Zeit präzisier werden, indem es immer wieder die Teile des Alls zu anderen Teilen in einseitige Beziehung bringt. Davons wird langsam ein vielseitiges Urteil. Allseitigkeit ist unmöglich. Darum ist der einseitig scharf Urteilende, den die Erwägenden so gern als oberflächlich abtun, weil sie den scharfen Blick nicht kennen, nur einen allwärts herumstreichenden, allein der — Urteilskraft wahrhaft Bestehende.

**Eine wunderbare Maschine.**

**Eine Erfinder-Humoreske.**

Von Eugen Peltai.

In meinen jüngeren Jahren verkehrte ich viel mit einem Mann namens Mano Mazurka, den durch seine Erfindungen die ganze Josefstadt kannte und achtete. Dieser Mazurka war kein verschlossener Mensch, für ein Gläschen Brantwein weichte er, wen immer, in die Geheimnisse seiner Erfindungen ein. Eines schönen Tages verschwand er aber, um in Amerika sein Glück zu versuchen. Jahrelang hörte ich nichts von ihm, doch gestern dachte er plötzlich wieder aus dem Dunkel der Vergangenheit auf, frischer und interessanter als je.

Mazurka war direkt aus Brescia gekommen, wo er an dem Aeroplanwettbewerb als Schuttpater teilgenommen hatte. Das überraschte mich nicht, da ich ja wußte, daß sich Mazurka seinerzeit auch selbst mit dem Problem des Fliegens beschäftigt hatte. Als ich ihn daran erinnerte, sagte er bleich und träumerisch:

„Ja, ja, ich hatte mich damit beschäftigt, nun habe ich aber etwas viel Geschickteres erfunden.“

„Was Sie nicht sagen!“

„Haben Sie Zeit?“

„Natürlich.“

„Dann kommen Sie. Ich werde Ihnen eine neue Maschine zeigen.“

Wir gingen durch finstere Gassen, durch die finstesten Gassen der finsternen Josefstadt. Endlich machten wir weit draußen vor einem vereinsamten Grundstück halt. Auf dem Grundstück befand sich nichts, als ein hauffälliger Schuppen.

„Dort, dort,“ sagte Mazurka geheimnisvoll. Er zündete ein Bündel Holz an und wir betraten den Schuppen. Beim Schein des Bündelholzes, dann einer im Schuppen vorgefundenen Kerze, erblickte ich die Maschine: einen mächtigen Monoplan.

„Eine Flugmaschine!“ sprach ich angenehm überrascht.

„Noch mehr als das!“ jagte Mazurka lächelnd und er blinzelte schelmisch mit den Augen. „Sie werden sofort sehen!“

Wir rollten die Maschine hinaus ins Freie. Sie hatte zwei Flügel, einen langen Schwanz und war mit den verschiedensten Motoren und Schrauben versehen.

„Nehmen Sie auf ihr Platz,“ sagte Mazurka.

„Ich soll auf ihr Platz nehmen?“ fragte ich mit einer gewissen Besorgnis.

„Ganz getrost!“ sprach er mir ermunternd zu und er nahm auch schon auf dem Sitz Platz.

Seine Ruhe beruhigte auch mich und ich setzte mich wortlos neben ihn. Er ergriff das Steuer, drehte einmal am Motor, drehte an dem Propeller, das Gestell begann zu brummen, der Motor begann zu arbeiten, der Propeller begann sich zu drehen, alles knatterte und rumorte. Es war ein erhebener Moment. Aber die Maschine rührte sich nicht vom Fleck.

Da ließ Mazurka das Steuer los und kreuzte die Arme auf der Brust.

„Run?“ fragte er triumphierend.

„Was nun?“ fragte ich dumm zurück.

„Also, was sagen Sie dazu,“

„Was soll ich dazu sagen? Sie fliegt ja nicht!“

Mazurka lächelte überlegen.

„Natürlich fliegt sie nicht! Das ist ja eben das Großartige an ihr! Nach langer Mühe ist es mir gelungen, eine Flugmaschine zu erfinden, mit der man nicht fliegen kann. Damit ist das Problem des Nichtfliegens gelöst.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„So verstehen nicht? Und die Sache ist doch so einfach. Wohin sehen Sie sich, wenn Sie fliegen wollen?“

„In eine Flugmaschine.“

„Also sehen Sie. Wenn Sie aber nicht fliegen wollen? Wohin sehen Sie sich dann?“

Darauf konnte ich nicht antworten. Mazurka rieb sich zufrieden die Hände.

„Nicht wahr, Sie können nicht antworten! Darauf kann niemand antworten. Besser gesagt: niemand konnte es bis gestern, solange das Problem nicht gelöst war. Morgen wird schon ein jeder antworten: Wenn ich nicht fliegen will, setze ich mich in Mano Mazurkas Nichtfliegemaschine.“

„Sie hat doch aber keinen praktischen Wert.“

„Was, Wa—s? Sie hat keinen praktischen Wert? Pardon, wieviele Menschen fliegen oder wollen fliegen? Sagen wir sehr viele, sagen wir zehntausend. Demgegenüber: wieviele Menschen wollen nicht fliegen? Sagen wir sehr wenig, sagen wir tausend Millionen. Auf eine Flugmaschine entfallen also hunderttausend Nicht-

flugmaschinen. Wenn das kein Geschick sein soll, dann weiß ich wirklich nicht, was ja?“

Geschlagen, betäubt laufte ich dieser Erklärung, während Mazurka die teure und bedeutungsvolle Maschine in den Schuppen zurück-schob. Eigentlich verstand ich die Sache auch jetzt noch nicht; darum kümmerte sich aber Mazurka nicht. Und als er mich wieder in die Stadt zurückbegleitete, sagte er stolz:

„Und dann hat die Maschine noch einen großen Vorteil: sie fliegt nicht einmal dann, wenn sie ruiniert ist.“

**Der Platz im Paradiese.**

Von Peter Panter.

Aus der Bretagne, dem Pfaffenwinkel Frankreichs, erzählt Peter Panter der Weltbühn folgende lustige und lehrreiche Geschichte:

In Blouzeze wohnt ein Herr, der war einmal Leuchtturmwächter in Algerien gewesen, il a fait les colonies, ist also ein weitgereister Mann. Weil er denselben dicken Kopf wie die umwohnende Landbevölkerung hatte, ihren harten Geiz, ihre Geschäftstüchtigkeit, aber flinker war als sie, schneller dachte, gerissener (schränkte sie ihn nicht als Juden aus, sondern) brachte er es bald zu viel Geld. Dieser Bursche nun erzählte neulich eine absonderliche Geschichte. Die Bretagne trinkt Cider. Cider macht betrunken. Aber in vino veritas, in der Lage, auch.

Der Leuchtturmwächter a. D. hatte einen Better, der war Priester. In dem kam eines Tages ein gutes altes Freundin und ließ so in der geistlichen Unterhaltung nebenbei fallen: „Ja, ja... Die Zeiten sind schwer... Jung bin ich auch nicht mehr; ich möchte mir gern einen Platz im Paradiese sichern; aber ich höre, das ist sehr teuer. Sehr teuer soll das ja sein.“ Der Priester spitze die Ohren. Meinte sie das symbolisch? Eine Seelenmesse? Geistliche Tröstung? Nein, nein, sie meinte es ganz wörtlich. Sie wollte wirklich und wahrhaftig einen Platz im Paradiese. Das fiel dem Priester auf.

Es begannen nun durchaus ernste Verhandlungen; der Priester bedang sich einige Tage Zeit aus, um sich mit den zuständigen Stellen in Verbindung zu setzen, und kam nach einer Woche mit dem Bescheid an: ein Platz koste 60.000 (sechzigtausend) Franken. Die Frau setzte sich schweratmend auf einen Stuhl.

Zur größten Ueberraschung des Priesters, der ja allerhand gewöhnt war, dergleichen aber denn doch noch nicht erlebt hatte, rücte sie nach ein paar Wochen an, hatte Geld flüssig gemacht und händigte dem frommen Mann Gottes 60.000 Franken ein. Für einen Platz im Paradiese. Die Sache schien in Ordnung zu gehen.

Der Priester aber konnte nicht mehr schlafen. Es waren weniger Gewissensbisse, die ihn plagten, als der tödliche Zweifel: Habe ich auch genug gefordert? Solch ein Lamm hätte doch ganz anders geschoren werden können! Warum — bei Gott in der Höhe — warum habe ich nicht 80.000 gefragt? Achtzigtausend... Und da brachte ihm der frische Meerwind eine Idee, einen Gedanken, unmittelbar von seiner himmlischen Behörde inspiriert. Er ging hin — das war im Jahre 1924 — er ging wirklich hin, stellte die Frau und sprach:

„Liebe Frau, Ihr Platz im Paradiese ist Ihnen sicher. Für 60.000 Franken, Betrag dankend erhalten. Aber — damit Sie sich keinen Illusionen hingeben und mir etwa im Jenseits Vorwürfe machen: es ist ein Diebstahl!“

Die Frau setzte sich abermals. Was... was man denn da tun könne? Ja, jagte achselzuckend der Priester, man könne ja vielleicht

einen Sitzplatz kaufen — obgleich die sehr, sehr gesucht seien. Es sei fast ausverkauft. Aber er habe Beziehungen... Uebrigens koste ein Sitzplatz 80.000 Franken. Und da beschloß die Frau, auch noch die 20.000 flüssig zu machen, und sie begründete das auch. Eider macht trunken — aber keine Dichter. Diese Antwort kann nicht erfunden sein. Sie sagte:

„Ich werde Ihnen auch noch die 20.000 geben. Denn ich möchte einen Sitzplatz, parce que c'est pour l'éternité!“ — weil es doch für die Ewigkeit ist...

Nun aber griff der liebe Gott ein, seines Zeichens bekanntlich langsam, aber sicher mahrender Mühlenbesitzer. Die gute Frau hatte Verwandte, denen die Wirtschaft in den Renten- und Aktienbeständen ihrer Tante, Großmutter und Schwester nicht unbekannt blieb; sie forschten nach; die Sache wurde ruchbar; es gab einen mächtigen, aber lautlosen Skandal — und der Priester wurde exkommuniziert. Alle frommen Seelen durften anfaulen. Aber nicht lange.

Der verlagte Priester gab das Geld nicht her. Er begründete vielmehr damit — wer wollte es ihm verüben? — eine Milchwirtschaft und reiste, übrigens immer noch in der Sonntage, weil das mehr zieht, im Lande umher, hatte die modernsten Milchmaschinen und verdiente in kürzester Zeit einen gehörigen Haufen Geld. Da sah er nun.

Seinen Vetter, den Leuchtturmwächter, sah er oft; beide waren gewaltige Freßer und Säufer, und sie schrien sich häufig um eine mächtige Menge und die erforderlichen Bouteillen Weines. Bei einer solchen Zusammenkunft nun geschah es, daß dem Priester der Krug zu eng wurde, die Augen quollen ihm heraus, ein kleiner Schlaganfall meldete sich, er begann zu röcheln... Der Vetter schloß seine Stunde gekommen. Und er sprach zu dem Sünder: „Das ist die Strafe Gottes! Da hast du es!“

Dem Expriester wurde münzig um die Brust. Er begann nachdenklich umherzugehen, sonderbares Zeug vor sich her zu murmeln, und eines Tages kam er recht klein zu seinem Confessur: ob ihm der nicht zum Wiedertritt in die Alleinbesitzerhand verhilfen könne... Selbstverständlich. Der Vetter ging ans Werk.

Zunächst machte er einen Besuch bei dem zuständigen Erzbischof. Der stimmt auf. Nie! Niemals! Als sich das geistliche Gewitter aufgelöst hatte, zog der Vetter ganz leise und vorsichtig seinen Trumpf aus dem Hosenfad. Der Expriester besaß eine halbe Million...

Dumppf geollte es noch einmal aus dem Bischof — dann dachte auch er nach. Und sprach, um sich ganz zu vergewissern, die geistlichsten Worte: „Ist der Kerl auch ganz und gar auf dem Sterbepfad?“ Dafür könne er garantieren, sagte der Vetter eifrig. Sieg auf der ganzen Linie. Und zehn Prozent für den Leuchtturmwächter — für freundliche Vermittlung.

Der Priester durfte sich demütig der Kirche nahen; er wurde in ein Kloster für wenige Mönche geschickt, in eine strenge und häre Sache. Und da bereut er nun noch.

Es ist aber zu erwägen, ob das Mütterchen aus Montézeu nicht Zeit ihres Lebens glücklicher gewesen wäre, wenn sie einen Platz im Paradies für essen gestanden hätte. Einen Sitzplatz, verfiel sich, einen Sitzplatz.

Es wird immer zum guten Ton dieser guten Gesellschaft gehören, auf die herabzusehen, die sich natürlich kleiden, weil das unschädlich sei. Selbst aber wird man sich jeder Mode unterwerfen, und mag sie auch noch so unsinnig sein.

### Amerikanische Bosheiten.

Wenn die Menschenfreunde in ihren Vermögen das Geld nur an dieselben Leute zurückgeben würden, von denen sie es genommen haben.

„Moande News.“

Wie abgeschlossener Einwanderung wird es wohl wieder nötig werden, unsere eigenen Kinder zur Hölle im Hause anzuhalten.

„Port Arthur News.“

Wenn der Geist von Locarno in Versailles regiert hätte, wäre kein Locarno notwendig gewesen.

„Wooster Record.“

Amerika hat wenige für die Oper geeignete Stimmen hervorgebracht, bis das Geschrei über die Steuern allgemein wurde.

„Moona Tribune.“

Nicht alle Menschen sind froh, daß der europäische Friede endgültig beschlossen wurde. Noch ein paar dieser Konferenzen, und verschiedene offizielle Photographen könnten sich zur Ruhe setzen.

„Punch.“

Wie würden die Frauen jammern, wenn Armut sie zwingen würde, so wenig anzuziehen.

„Strat. Stand.“

Wir haben humane Kriegführung. Warum können wir keinen humanen Frieden haben?

„Die City Herald.“

„Ein 88jähriger nimmt Antonterricht.“ — Wir hatten keine Ahnung, daß Jungänger so lange leben.

„Inquirer.“

Lord Robert Cecil hat der Liga der Nationen 1000 Pfund gestiftet für einen Golf- und Tennisplatz. Amerika wird nunmehr dem Völkerverbund beitreten.

„Wichita Eagle.“

Die französische Sprache scheint die schwerste zu sein, in der man sich über Schulden unterhalten kann.

„W. Salem Journ.“

Was Amerika vor Revolution schützt, ist die Tatsache, daß eine aufregende Sportsaison immer der andern folgt.

„Ev. Star.“

Eines hat dieser Weltkrieg vermuthlich für Amerika getan: er hat alle späteren Kriege zu einem stillen Bargeschäft gemacht.

„N. Y. Ev. World.“

George Washington hat nie geogen. Damaß gab es auch keine Einkommensteuer.

„Chic. Tribune.“

### Chinesische Anekdoten.

In dem soeben erschienenen Sommerheft des „Inseltschiff“ liest man folgende von Franz Kühn übertragene hübschen chinesischen Geschichten:

Das Porträt. Mißmutig sah Herr Li, ein junger Porträtmaler, mit seiner Frau vor der leeren Staffelei. Kein Kunde wollte kommen und einen Auftrag er. len. Und Herr Li klagte sein Leid Herrn K, seinem Nachbarn. Der riet ihm, zunächst einmal sich selbst an der Seite seiner hübschen Gattin zu porträtieren und das Bild draußen an der Tür als Reklame aufzuhängen. Dann würden schon die Kunden kommen. Herr Li befolgte diesen Rat.

Da kam eines Tages sein Schwiegervater vorüber. Er begrüßte den Schwiegersohn und fragte: „Wer ist denn das Französinchen, dessen Bild drängen vor der Tür hängt?“ — „Eure Tochter, edler Schwiegervater.“ — „So? Ja, wie kommt denn deine Frau dazu, sich so Zeit an Seite neben einem fremden jungen Mann malen zu lassen? Das läßt du dir gefallen?“

Der rücksichtsvolle Schuldner. Herr Li war von Gläubigern arg bedrängt. Eines Tages sah sein ganzes Haus voll von Gläubigern, die alle auf die Bezahlung ihrer Forderung warteten. Kein Stahl, keine Bank war unbesetzt. In der Kammer noch ein Gläubiger, und der mußte stehen.

Da raunte ihm der Schuldner leise ins Ohr, er möchte doch am nächsten Tage wiederkommen, aber recht früh. Der Gläubiger glaubte sich vor den andern bevorzugt und zog hocherent ab.

Am nächsten Tage bei Morgengrauen stellte er sich wieder ein und wollte sein Geld haben. Aber der Schuldner entgegnete lässig: „Geld habe ich nicht, aber es tat mir so weh, wie ich dich gestern stehen sah. Deshalb hat ich dich für heute zeitig her, damit du einen Stuhl bekommst. Sonst mußt du heute wieder stehen.“

Der gerechte Richter. Ein bestechlicher Richter pflichtete immer ein paar Tage vor einem Prozeßtermin mit jeder der beiden beteiligten Parteien „Rücksprache“ zu nehmen. Wieder sollte ein Prozeß stattfinden, und der Richter hatte zuvor mit dem Kläger „Rücksprache“ genommen. Sie bestand darin, daß ihm dieser flüchtig Silbertaels überreichte. Als der Beklagte dies hörte, schickte er dem Richter hundert Silbertaels.

Beim Termin schritt der Richter sofort zur Urteilsverkündung, und zwar erklärte er den Kläger für schuldig. Erschrocken hielt dieser dem Richter seine Hand mit gespreizten fünf Fingern entgegen und rief: „Ich habe recht!“ Aber der Richter hob seinerseits beide Hände mit gespreizten Fingern in die Höhe und schrie: „Schweig, elender Schurke, der andere hat doppelt recht!“

Die ungleichen Schuhe. Ein Mann besaß zwei Paar Schuhe, die einen hatten dicke Sohlen, die andern dünne. Als er eines Tages unterwegs war, merkte er, daß er hinkte. Erst dachte er, es läge an der Unebenheit des Weges, dann machten ihn Vorübergehende aufmerksam, daß er ungleiche Schuhe an habe. Der eine Schuh hatte eine dicke Sohle, der andere eine dünne.

Da sagte der Mann zu seinem Knecht, der ihn begleitete: „Lauf schnell nach Hause und hol mir das andere Paar.“ Der Knecht kam mit leeren Händen zurück und sprach: „Herr, es hat keinen Zweck, daß Ihr die Schuhe wechselt, das andere Paar hat ja auch ungleiche Sohlen.“

Ein Geschäft. „Du, Ankauf, ich hab' die Masern! Schenk' mir deinen Apfel, dann steh' ich dich an und du brauchst auch nicht zur Schule.“

### Rätsel-Cafe.

Magisches Quadrat.

a	a	a	a
b	c	e	g
k	k	n	r
r	r	r	st

Wagrecht und senkrecht: 1. Schiffstyp; 2. Wume; 3. Pommerischer Küstenfluß; 4. Hebewerkzeug.

Umstellungsaufgabe.

Eberhard, Helena, Tolski, Wilhelm, Fregel, Zeise, Schalmel, Kempfen. Vorstehende Wörter sollen untereinander gestellt und derartig geordnet werden, daß die Diagonale von links oben nach rechts unten eine Oper von Eugen d'Albert nennt.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Sprichworträtsel: Wer nicht rastet und ruht, tut in die Länge nicht gut.